

Uwe Pörksen  
Was ist eine gute Rede...?



Uwe Pörksen

Was ist eine gute Rede,  
was ihre erste Vorbedingung:  
Kompetenz oder Orientierung?

Vortrag zur Eröffnung  
des Lüneburger Germanistentags:  
»Deutschunterricht zwischen Kompetenzerwerb  
und Persönlichkeitsbildung«.  
Ritterakademie, 26. September 1999

Lüneburger Universitätsreden  
herausgegeben vom  
Präsidium der Universität Lüneburg

Erste Auflage  
© 2001 UNIBUCH Verlag  
Postfach 19 63 · 21309 Lüneburg

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Pörksen, Uwe**

Was ist eine gute Rede, was ihre erste Vorbedingung:

Kompetenz oder Orientierung? / Uwe Pörksen. - 1. Aufl.

- Lüneburg : Unibuch, 2001

(Lüneburger Universitätsreden ; H. 5)

ISBN 3-934900-06-2

## Uwe Pörksen

# Was ist eine gute Rede, was ihre erste Vorbedingung: Kompetenz oder Orientierung?

Wer eine solche Frage zum Vortragsthema macht, begibt sich mit dem ersten Schritt aufs Hochseil. Das tut ein Redner vielleicht unter allen Umständen, das Lampenfieber bleibt uns treu, auch wenn wir seit fünfundzwanzig Jahren ans Pult gehen. Aber in einer Rede die Frage aufzuwerfen, was eine gute Rede sei, heißt den Blick dafür zu schüren und zu schärfen, ob diese Rede denn selbst dem in ihr aufgestellten Maßstab gerecht werde, bedeutet, die Fallhöhe zu steigern.

*Selbst aufgestellter  
Maßstab*

Mit dem Drahtseil verbinden meine bloßen Füße die Erinnerung an einen Kindheitssommer. Während der Nachkriegsjahre erschien in unserem Dorf ein kleiner Wanderzirkus. Es war ein atemberaubendes Ereignis, er blieb drei Tage, zweimal besuchten Bruder Niels und ich mit befreundeten Flüchtlingsjungen die Vorstellung. Es gab Ponys, die Figuren liefen. Ein kleines Mädchen, das sich rückwärts zu einem Kreis bog und von dem Vater wie ein Ring in die Höhe gehalten wurde. Zwei Clowns, die auf einer zu kurzen Holzbank saßen und abenteuerlich falsch sangen. Sie hatten nur eine Zeile: ›Still ruht der See. Der See ruht stille.‹ Und es gab ein umständlich gespanntes Seil, auf dem die Zirkusfamilie ging, sprang und tanzte.

Einen Sommer lang haben wir danach versucht, auf einem in unserem Garten von Hocker zu Hocker gespannten Seil zu gehen. Wir waren unermüdlich,

**Drahtseilakt** eine aus Baumaterial stammende rostige Balancierstange in der Hand. Nur einem ist es einmal gelungen, hinüberzugehen, ohne sich aufzustützen.

Und dann kam es irgendwann zu einem Gespräch darüber, was für eine Kunst es sei, auf dem Seil zu gehen. Daß diejenigen, die es lernten, ihr ganzes Leben darauf einrichteten, nicht einmal eine Schule besuchten, schon als kleine Kinder begannen.

Darum soll man auch nicht meinen, daß man es einfach so nachmachen kann, sagte meine Mutter. Sie sagte es, nachdem wir es ein paar Monate geübt hatten.

**Spielendes  
Lernern**

Liebe Kolleginnen und Kollegen, den Lüneburger Germanistentag mit dem Thema ›Deutschunterricht zwischen Kompetenzerwerb und Persönlichkeitsbildung‹ vor Augen, denke ich an die pädagogische Weisheit dieses Sommers. Lernen wir nicht am meisten, wo wir gar nichts lernen wollen? Wenn wir aus dem Fenster sehen? Durch Entrückung? Durch Nachahmung, zu der wir einen spontanen Drang verspüren? Spielend, durch spielendes Versuchen? War es nicht klug und menschlich, uns zu lassen? Wir lernten, was Kunst ist, und daß die Beherrschung des Drahtseils außerhalb unseres Kreises lag, erfuhren, daß wir träumten, und wurden darüber aufgeklärt, als wir reif dafür waren. Ein Sommer zwischen Inkompetenzerwerb und Orientierung.

**Kompetenz**

Das Tagungsthema folgt einer traditionsreichen Denkfigur: der Suche nach dem richtigen Weg zwischen polaren Gegensätzen. Kompetent ist, wer ein Sachgebiet beherrscht, mit fachgerechter, disziplinierter Methode an seine Sache herangeht, das Lernen gelernt hat, wer partiell zuständig ist. Wenn jemand kompetent ist, ist er nach unserem Verständnis auch berufen und befugt.

Das gilt nicht ohne weiteres für die gebildete Persönlichkeit. Sie ist schwerer zu fassen. Man muß dabei nicht sofort an Mijnher Peepkorn aus Thomas Manns ›Zauberberg‹ denken, diese betont unscharfe Persönlichkeit, die unter dem Faltenwerk ihrer Stirn aus weh zerissenem Munde nichtssagende Wortbrocken entläßt, während die Hand sie mit bannender Gebärde unterstreicht. ›Bildung‹ ist ein schönes Wort. Gebildet ist, wer über den Rand seines Faches hinaus sieht, es von außen betrachten und in größere Zusammenhänge einzuordnen vermag, wer ›reflektiert‹, d. h. zurückbeugt, zurückbiegt, das Auge zurückwendet, überhaupt sich zu dem, was er erfährt, in ein Verhältnis setzt, enthusiastisch, fragend, zweifelnd, kritisch unterscheidend es seinen Fluchtpunkt gewinnen zu lassen, zu verankern sucht in seinem teilnehmenden Ich. Wem daran gelegen ist, sich vielseitig zu orientieren, und wer darum urteilsfähig ist. Das Wort ›Persönlichkeit‹ klingt für mich zu sehr nach herausgehobenem, abgegrenztem Besitz, den wir haben oder nicht haben; gerade das ist nicht gemeint, sondern ein auf durchsichtige, artifizielle Weise einzuschlagender Weg. Ich würde es lieber mit dem Wort ›Orientierung‹ versuchen.

*Gebildet sein*

*Orientierung*

Was ist mit dem ›zwischen‹, an welches Bild ließe sich denken bei der Suche nach dem Pfad ›zwischen Kompetenz und Persönlichkeit‹? An den Mittelweg, den Mittelwert zwischen den Extremen, der als Vektor aus dem Parallelogramm auseinanderstrebender Kräfte hervorgeht und seinen Weg nimmt? Nach diesem Modell haben wir am Hermann-Tast-Gymnasium in Husum in dem sogenannten ›Besinnungsaufsatz‹ der fünfziger Jahre, der späteren ›Erörterung‹, so manches Problem gelöst. Die hohe Kunst der Dialektik, ur-

sprünglich eine Findkunst, geriet uns schon damals nach meiner Erinnerung etwas schematisch.

*Scheideweg(e)*

Ist an das Bild des Scheidewegs zu denken, an das Y der Pythagoräer, das dann in der christlichen Emblematik zur Gabelung des schmalen Pfades und der breiten Straße wird? Ist ›Kompetenzerwerb‹ die breite abwärtsführende Straße zur Linken und ›Persönlichkeitsbildung‹ der schmale dornige nach oben führende Pfad zur Rechten?

*Balance*

Oder ist das Bild der Balance richtiger, der gesuchten Balance auf dem Seil oder dem Wasserweg im schwankenden Boot? Es hat Konsequenz, von welchem Bild wir uns leiten lassen. In der Wissenschaftsgeschichte ist die Verführungskraft der Bilder und Denkmodelle etwas vom Lehrreichsten.

Stimmt überhaupt der Gegensatz der beiden Pole, das Bild dieser Polarität?

An das Logo dieser Tagung, die beiden Scheiben, die sich überlappen, die gelbe Scheibe, sagen wir, der erdverhafteten Kompetenz und die blaue Scheibe der abgehobenen Reflexion, die, wo sie sich überlappen, ein neues Grün ergeben, – an dieses anregende Bild habe ich nicht gedacht.

*Spannung*

Hinter dem durch das Thema angedeuteten Spannungsfeld scheint noch eine andere Frage zu stecken: Wer ist eine gute Lehrerin, wer ein guter Lehrer? Wer perfekt in seinem Fach ist und die Technik des Unterrichts beherrscht, den Spannungsaufbau, bei wem Lehrvortrag und Fragetechnik, Tafelbild und Medieneinsatz stimmen – oder wer von den Schülern ein Bild hat und sich Zeit für sie nimmt, den Jüngeren Orientierung und Autorität bietet und mit den Älteren Orientierung sucht, eigenen Zweifel sichtbar macht, es versteht, eine Klasse in eine Suchgemeinschaft zu ver-

wandeln? Seinem jungen Gegenüber ein Selbstgefühl vermittelt? Wer viel mehr weiß, kennt, erfahren hat, als der Lehrplan vorschreibt, und eben darum etwas entgegen Nachdenkliches beizusteuern weiß? Das Beste, was uns im Leben begegnen kann oder was wir uns suchen können, ist ein guter Lehrer, eine gute Lehrerin, die uns auf den Sprung bringen. »Ich wünsche Ihnen, was Sie selbst sich wünschen,« antwortete mir Wilhelm Lehmann auf meinen ersten unbeholfenen Brief.

Läßt sich das, worüber wir bisher sprechen, evaluieren? Ich rede von Erfahrungen, die mehr als eine Generation zurückliegen. Ich habe 1964 in Schleswig-Holstein den Assessor des Lehramts gemacht, mit einer Note, mit der ich in den vergangenen zwanzig Jahren nicht mehr in den öffentlichen Schuldienst übernommen worden wäre. Damals war ich unsicher, ob der Beruf und ich, wir zwei, füreinander geeignet seien, und meldete mich zurück bei meinem Kieler Lehrer Friedrich Ohly, der mir eine Dr.-Arbeit angeboten hatte. Plötzlich stand mir dort am Deutschen Seminar mehr als eine Stelle offen. Ohne es zu wollen, bin ich in den Beruf des Universitätslehrers hineingestolpert. Das war vor einer Generation ein typischer Lebenslauf. Das Studium der deutschen Sprache und Literatur und die Referendarausbildung fanden, von wenigen Fachausdrücken abgesehen, in einer allgemeinverständlichen Bildungssprache statt. Das Neue waren die Inhalte.

Wenn ich heute die niedersächsischen Rahmenrichtlinien für das Fach Deutsch im Gymnasium lese, die Fassungen von 1990 und 1993, so fällt die gleiche Durchsichtigkeit der Sprache auf, aber zugleich beeindruckt die breitgefächerte, an der wissenschaftlichen

*(Über)Prüfung*

*Rahmenrichtlinien  
Deutsch*

Entwicklung orientierte Sachkompetenz des Lehrplans. Eine fachwissenschaftliche und fachdidaktische Germanistentagung wie diese ist freilich, wenn man rückblickend vergleicht, geradezu ein Kolumbarium von Kompetenzen; das gilt hier nun auch für die sprachliche Spezialisierung. Es wäre unklug, wenn man die Entwicklung des Deutschunterrichts nicht genau verfolgt hat, sich in ein engeres Fachgespräch über das Tagungsthema einzumischen, schon um halbwegs auf dem Seil zu bleiben, muß ich mich auf die Orientierungsstufe II stützen, sollte überhaupt einen Seiteneingang wählen, wenn ich mich an dem Gespräch beteiligen will, was ich gern tun würde.

Denn mir scheint, ein reiner Fachvortrag aus meinen Arbeitsgebieten als Vorspiel dieses Germanistentages würde der beunruhigenden Situation nicht gerecht, in der wir uns befinden.

*Herausforderung:  
Deutsche Sprache  
und Literatur*

Wir haben nicht nur das gemeinsame Fach Deutsche Sprache und Literatur, eine in manchem zeitverschoben parallele Geschichte des Faches in Universität und Schule, sondern sind gegenwärtig mit einer sehr ähnlichen Herausforderung konfrontiert.

*›Plastikwörter‹*

Wir gehen auf einen zweiten Ökonomisierungsschub in Schule und Universität zu, der, konsequent durchgeführt, unser Bildungssystem tiefgreifender revolutionieren würde als die Bildungsreform vor 30 Jahren. Den Hauptanstoß gibt die leere Kasse in den öffentlichen Haushalten, der Neoliberalismus liefert die Entlastungstheorie, der Name lautet ›Modernisierung‹. Es geht um die ›Zukunft‹, dieses vermeintlich unerschöpfliche Gut, unsere Ressource Nr. 1, die ich, als ich 1988 den Essay ›Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur‹ veröffentlichte, in die Liste der großen Mobilmacher, der 30 bis 40 ›Plastikwörter‹

ter«, aufgenommen habe: »Zukunft«, »Modernisierung«, »Prozeß«, »Entwicklung«, »Struktur«, »Krise«, »Strategie«, »Management« usw. Das Fazit der damaligen kritischen Sprachbetrachtung: »Es fehlt die Selbständigkeit des Politischen. Die Autonomie der Lebensbereiche.« (S. 116). Rückt das inzwischen auch unserem Fach bedrohlich nahe?

Ein »Ökonomisierungsschub« ist erstens: die Rationalisierung, das Einsparen von Stellen z. B. oder die Erhöhung der Lehrpflicht, Abmagerung des Lehrangebots – das geht zu Lasten der Lernenden und Lehrenden, betrifft aber noch nicht das System. »Ökonomisierungsschub« bedeutet zweitens.: die Übertragung wirtschaftlicher Prinzipien auf die Organisationsform unserer Institutionen. Evaluation der Leistung und Entlohnung nach Leistung. Teilweise Selbstfinanzierung. Direktoren, Dekane, Rektoren als Manager des Unternehmens Schule oder Universität, beraten von der Wirtschaft, Werbung auf dem Bildungsgelände.

Eine »Ökonomisierung« ist drittens: die teilweise Orientierung des Lehrplans an Forderungen der Wirtschaft, bei gleichzeitiger Straffung und Kürzung der Schulzeit und Studienzeit.

Wortbedeutungen werden bekanntlich bestimmt durch den Zusammenhang, in dem sie stehen. Die Leitbegriffe »Kompetenzerwerb« und »Persönlichkeitsbildung« erfahren eine Bedeutungsveränderung, halten in einem andern Register wieder, wenn der Kontext der Ökonomie sie prägt. In der Denkschrift Nordrhein-Westfalens »Zukunft der Bildung – Schule der Zukunft« (1995) hat man sich für eine Schule unter dem Bild »Haus des Lernens« entschieden. Das ist nun aber nicht die alte Synagoge, in der das Buch der Bücher und seine Auslegungstradition gelesen, vorge-

### *Ökonomisierungen*

### *Bedeutungswandel*

*Ressource  
Bildungszeit*

lesen und weiterdisputiert wird, wie der Name vermuten ließe, sondern: »Lernkompetenz aufzubauen, wird das zentrale Ziel im ›Haus des Lernens‹ sein.« (S. XV) ›Persönlichkeit‹ erscheint in solchem Kontext als Schnittstelle von ›Schlüsselqualifikationen‹. Es lohnt den Gebrauch des Imperativs in dieser sogenannten Denkschrift zu untersuchen, seine Zukunftsdefinition als Imperativ. ›Soll‹, ›muß‹, ›wird‹, ›notwendig‹, ›zwingend‹. Schüler werden zu ›Ressourcen‹. »Schulzeit und Bildungszeit gehören zu den knappen, nicht erneuerbaren Ressourcen. Bildungszeit wird individuell unterschiedlich gebraucht, um Bildung aufzubauen. Dies erzwingt den verantwortlichen Umgang mit ihr«, heißt es (S. XVII). Erlauben Sie hierzu eine Beobachtung aus dem Essay ›Plastikwörter‹:

*kolonisierende  
Metaphorik*

»Die Übertragung von Wörtern, Bildfeldern, der ganzen Sprache eines bestimmten Milieus in ein anderes wirft allemal ein neues Licht auf die Dinge. Sie kann die Ankunftssphäre aufschließen, erhellen und neu ordnen; sie fördert die Erkenntnis. Von der Herkunftssphäre und dem an sie gebundenen Sprachgebrauch geht eine einheitliche perspektivische Wirkung auf den neuen Gegenstandsbezirk aus. Der Linguist Bally sprach von ›effets par évocation d' un milieu‹. Diese Wirkung ist aber zugleich nicht unbedenklich. Die Übertragung kann auch die Ankunftssphäre entstellen. Nicht nur die einzelne Metapher kann schief sein und das Objekt verzerren, ein ganzes Bildfeld oder Denkmodell kann den Bereich, in den es übertragen wird, verengen, beschneiden und verfremden. Die Ausdrucksweise eines Milieus kann ein anderes, in das es übernommen wird, überwuchern und zudecken, es ›kolonisieren‹. Ich spreche hier von dieser kolonisierenden Metaphorik. Es scheint drei besonders wirksa-

me Herkunftssphären zu geben, drei große Bildspender, die ihr Vokabular ausführen und die Alltagswelt neu beleuchten: die Sprache der Wissenschaft (und Technik), der Ökonomie und der Verwaltung. Diese drei ›Kolonisatoren‹ durchdringen einander gegenseitig und erobern die Gesellschaft; ihnen gemeinsam ist eine fachmännische Ausdrucksweise.

›Entwicklung‹ z. B. wird seit dem 18. Jahrhundert entdeckt als Gesetz des Lebens auf der Erde, der menschlichen Geschichte, des Weltalls, und erscheint so als Schlüsselbegriff der Wissenschaft.

›Entwicklung‹

In der Hand des Ökonomen wird dies Gesetz zu einer Ressource. Er definiert ganze Erdteile als entwicklungsbedürftig und erkennt Entwicklung als unendliche ökonomische Aufgabe.

Der Bürokrat verwaltet sie. Wo etwas zum Entwicklungsgebiet erklärt ist, überzieht er es mit seiner schnell verfügbaren Sprache, ...« (S. 91f.). Ich füge hinzu: Wenn diese drei Großmächte bei der Deutung des Schulbezirks das Übergewicht gewinnen, ist der Ofen aus.

Dem neu sich ankündigenden Ökonomisierungsschub, der mehr als ein Planspiel zu sein scheint, ging seit Mitte der sechziger Jahre ein anderer voraus. Während es heute um die Qualität des Bildungssystems geht, ging es damals für die Wirtschaft zunächst nur um Quantität. In der damaligen ›Bildungsreform‹ verband sich ein demokratisch-pädagogisches Ideal mit einem wirtschaftlichen Interesse, das Konzept ›Bildung für alle‹ wurde begründet mit der Drohung ›Westdeutschland, der Westen gerät in den Rückstand‹. Hinter dem Schlagwort ›Bildungsnotstand‹ stand nicht nur der Platonleser Picht, sondern auch die Bedarfsprognose des CDU-Abgeordneten Dichganz

*quantitative  
Bildungsreform ...*

und ferner im Hintergrund Edgar Snows Bestseller ›The Two Cultures‹ (1962), seine Sorge, der Westen könne im Kalten Krieg angesichts des polytechnischen Erziehungsprogramms des Ostblocks auf naturwissenschaftlich – technischem Gebiet und daher ökonomisch ins Hintertreffen geraten. Die weiterführenden Bildungseinrichtungen, Gymnasien und Universitäten, wurden sprunghaft erweitert und einer vielfachen Zahl zugänglich.

Meine Frage ist hier jetzt nicht, wie diese Erweiterung an sich zu beurteilen ist, sie gilt nur dem wirtschaftlichen und planerischen Aspekt. Die explosionsartige Erweiterung hatte zur Folge, daß die ihr unmittelbar folgende Generation alle Chancen hatte – diesem Umstand verdanke ich meinen Beruf – und daß die nachfolgenden Generationen ziemlich leer ausgingen, dies umso mehr, als die langfristigen Bedarfsprognosen der Wirtschaft sich als falsch erwiesen. Die Bildungsreform war ökonomisch gesehen eine gigantische »Fehlinvestition«.

*... eine Fehlinvestition*

Können wir jetzt einer Ökonomisierung trauen? Sollten wir? Es geht hier nicht um Schuldzuweisungen, sondern um die Frage nach den Zuständigkeiten. Die Wirtschaft trägt nicht die Gesamtverantwortung; die liegt außerhalb ihrer Logik. Sie liegt beim Staat. Sie liegt bei den Intellektuellen, die sich in den 80er und 90er Jahren vom Politischen verabschiedet haben. Sie liegt bei der Universität und der Schule, denen das eigene Konzept fehlt, eine ›Denkschrift‹, welche den Namen verdient.

*Eine gute Rede?* Erlauben Sie, daß wir nach diesen ersten heiklen Schritten das Mittelstück betreten.

Was ist eine gute Rede?

Die Frage ist doppeldeutig. Sie meint zuerst: was ist eine wirksame Rede? Wie muß eine Rede aussehen, damit sie ihren Zweck erreicht? Er hat gut gesprochen, heißt dann, er hat die richtigen Worte gewählt, hat, was zu sagen war, auf eine Weise gesagt, die ankam und sich dabei nicht vergriffen. Ein guter Mann, mit der Betonung auf Mánn, eine gute Fráú sind solche, die man in eine Position wählen kann. Sie verstehen ihr Handwerk, sind Leute von Profession.

*Wirksamkeit*

Die Frau hat sehr gut gesprochen, muß aber nicht heißen, sie hat richtig gesprochen, es kann auch bedeuten, die hat das Richtige gesagt, das Beste, was hier zu sagen und am Platz war. Sie ist auf der Seite des Wahren und Guten, eine Parteigängerin der Vernunft. Die Rede war der Situation angemessen und der Sache nach richtig.

*Vernunft*

Es kann auch noch etwas mehr bedeuten: hier hat eine Sprecherin ein eigenes Urteil, eine eigene Überlegung zur Situation einfließen lassen in die Rede, hat von dieser sensiblen Magnetnadel eigener Wahrnehmung und Schlußfolgerung aus die Situation und ihre Spielregeln durchdrungen und etwas vorher noch nicht Vorhandenes gesagt. Reden in diesem Sinn heißt im öffentlichen Raum etwas Neues anfangen. Niemand hat darüber schöner gehandelt als Hannah Arendt in ihrem Buch ›Vita activa oder Vom tätigen Leben‹.

*Eigenständiges*

In der Geschichte der Rhetorik hat der so verstandene, gute Mann, der ›vir bonus‹ – (nicht die ›femina bona‹, deren Umriß kommt nicht vor) – einen angestammten Platz. Seit der Lektüre von Gottscheds lebendiger ›Redekunst‹ (1736) mache ich Ansätze, die Rhetorik an die Universität zurückzuholen, nicht als historisches Fach, sondern als praktische und wissen-

*Rhetorik*

schaftliche Disziplin. Mancher wird sagen, das sei ein aussichtsloses Unternehmen.

Die Frage, ›Was ist eine gute Rede?‹ in einem Hörsaal zu stellen, bedeutet einen Anachronismus, ist fast schon eine Unmöglichkeit. Die Wissenschaft wertet nicht, so schlägt es uns aus beinahe allen Fakultäten und Fächern entgegen. Der Generator unserer wissenschaftlichen Arbeit sind die Wörtchen ›bei‹ oder ›warum‹. Was ist bei Gottsched eine gute Rede, wie stand er zur antiken Rhetorik? Warum verschwand das Fach seit Ende des 18. Jahrhunderts?

*Orientierungs-  
verzicht*

Wir fragen nach der Geschichte, nicht danach, was gut ist. Die neuzeitliche Wissenschaft sagt klar und entschieden, was sei und wie es gewesen sei, aber nicht, wie es sein sollte. Sie hat sich von der Frage nach dem Besseren und Guten seit langem abgekoppelt. Zu ihren Merkmalen gehört, was der Berliner Soziologe Wolf Lepenies den Orientierungsverzicht nennt. Auch für den Germanisten gehört die Frage nach dem Guten meist zum gesunkenen Kulturgut. Unsere Frage ist aus der Universität ausgewandert und außerhalb klingt sie anders, praktischer: ›Die wirksame Rede‹. ›Sieben goldene Rederegeln‹. Rolf Breitenstein, promovierter Volkswirt, Journalist und Diplomat, - eine Zeit lang hat er als Leiter der »Schreibstube« im Bundeskanzleramt Reden für Helmut Schmidt geschrieben - Rolf Breitenstein hat die sieben goldenen Regeln formuliert, z. B.:

*»Goldene«  
Rederegeln*

»2. Das Publikum ist wichtiger als das Manuskript.  
5. Auch wenn alles falsch ist, müssen die Namen stimmen.  
7. Wer keine Frage offen läßt, hat die Diskussion abgewürgt.«

(Breitenstein 1994, S. 9).

Das ist glänzend formulierte Wirkungsrhetorik. Außerhalb der Universität ist das ein munteres Gewässer. – In den Regalen der Buchhandlungen stehen die Bücher, die lehren, eine gute Geburtstagsrede, Jubiläumsrede, Trauerrede zu halten; die Firmen schulen ihr Personal in Rhetorikkursen, das höhere Management weiß etwas von ›Körpersprache als Lügendetektor‹, und eine politische Zeitschrift verrät ›Tips und Tricks‹ für den Abgeordneten.

Dabei stellt sich unsere Ausgangsfrage, genau ansehen, vor jeder Rede in ganzem Umfang. War das Wort des Antonius vor den Bürgern Roms, nachdem er Caesars Leiche auf den Marktplatz geschleppt hatte, eine gute Rede? Es war, Sie kennen Ihren Shakespeare, eine erstklassige Rede, eine Rede von Weltwirkung. Vor ihm hat Brutus das Wort, bemerkenswerter Weise in Prosa, in schlichten Worten begründet er die Ermordung Caesars als Verteidigung der republikanischen Freiheit; das Publikum ist überzeugt.

*Antonius*

Und nun stimmt Antonius die gleichen Bürger schrittweise um, indem er alle Register der Redekunst zieht. Er spricht in Versen, im erhabenen Stil zählt er die Taten und Wohltaten Caesars auf – das ist die *narratio*, der Beweis in Form der Erzählung – und unterbricht sie durch die Ehrenerklärung

*Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war  
Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.*

Er wiederholt die Ehrenerklärung, wohl wissend, daß die penetrante Wiederholung ein Ironiesignal ist, bis sie zur vernichtenden Waffe wird, erwähnt Caesars Testament und schweigt darüber – das ist die *praeteritio*, die ausdrückliche Übergehung, als Kunstgriff. Er sei kein Redner, wie jener Brutus, sondern schlicht und kunstlos in seinen Worten, erklärt Antonius. Das ist,

*nichtsprachliche  
Ausdrucksmittel*

von Platon über Augustin bis zu Dr. Faust im Gespräch mit Wagner ein ziemlich sicheres Indiz dafür, daß er mit allen Wassern der Rhetorik gewaschen ist. Und dabei setzt er ein ganzes Arsenal nichtsprachlicher Mittel ein, die ja um ein Vielfaches wirksamer sein können als die sprachlichen. Er schweigt, weint, steht da mit feuerroten Augen, zeigt auf das Testament, das er nicht öffnen darf, steigt von der Rednertribüne herab und bildet mit den Anwesenden einen Kreis um Caesars Leiche:

*Ich zeig euch des geliebten Caesars Wunden  
Die armen, stummen Munde, heiße die  
Statt meiner reden.*

Er erzeugt einen Aufruhr, Brutus flieht aus Rom; diese gekonnte Rede leitet in Shakespeares Stück das Ende der Republik ein. Die Frage des Urteils über Caesar ist bis heute nicht abgeschlossen.

*Abraham Lincoln*

Ist die Rede, die Abraham Lincoln am 19. November 1863 in Gettysburg gehalten hat, die ›Gettysburg Address‹, eine gute Rede? Sie fand in der Mitte des Bürgerkriegs zwischen den Nord- und Südstaaten der USA statt, ihr Anlaß war die Einweihung eines Soldatenfriedhofs nach der blutigen Schlacht: 7000 Tote, 10 000 Vermißte, 27 000 Verwundete. Vor Lincoln entwarf ein heute unbekannter brillanter Redner ein zweistündiges Kolossalgemälde der Schlacht. Dann sprach der Präsident und war schon fertig, ehe der Photograph seinen Apparat in Positur hatte. Die Rede ist kurz, großartig ernst, es gibt kein überflüssiges Wort – und sie deutet den Augenblick auf eine Weise, daß sie später zu einer zweiten Stiftungsurkunde für die Bürger der Vereinigten Staaten wurde, zum Spiegel ihres Selbstbewußtseins und Sendungsbewußtseins. Im Moment aber diente sie der Fortsetzung des Krieges.

Sie gehört entschieden der Epoche des Nationalstaats an, einem Jahrhundert, in dem nationale Einigungskriege auf dem Programm standen. Lincolns Sprache verbindet den schlichten, fast geradlinigen Stil des Neuen Testaments, den *sermo humilis*, mit dem erhabenen Ausdruck der Tragödie, dem *sermo gravis*, der den Tod der Gefallenen sakralisiert: »that from these honored dead we take increased devotion to that cause for which they gave the last full measure of devotion - that we here highly resolve that these dead shall not have died in vain ...« – Nicht jeder wird von einer im ganzen Umfang guten Rede sprechen, es auch damals nicht getan haben. Worauf ich hinaus möchte: Orientierungsfragen sind so notwendig wie fast nie absolut entscheidbar.

*sermo humilis*  
*sermo gravis*

Waren die Reden, die Gerhard Schröder zu Beginn und Bill Clinton bei Beendigung des Jugoslawienkrieges gehalten haben, gute Reden? Der Form und Wirkung nach und in der Sache? Je näher wir der Gegenwart kommen, umso schwieriger wird es, Orientierungsfragen ruhig und sachlich zu klären. Es fehlt der Abstand. Der Blick in die Geschichte hat es leichter, und umgekehrt; der geschichtlich geschulte Blick erleichtert wahrscheinlich das Verfahren, zumindest die richtigen Fragen zu stellen. Wollten wir das hier jetzt versuchen, würden wir unsere Hauptfrage aus dem Auge verlieren.

Reden sind Handlungen. Wer redet, trifft eine Entscheidung und sein Wort ändert etwas, es ist, sei es im kleinsten Rahmen, eine Tat. ›Tat‹ hieß griechisch ›pragma‹. Redekunst ist das ursprünglichste, weiteste Feld der Pragmatik, der Ort, wo Sprechen und Handeln in eins fallen.

**Redekunst ist  
Pragmatik**

An den drei großen Rubriken, die traditionell auf diesem Gebiet unterschieden werden, läßt sich zeigen, daß Reden auf sehr verschiedene Weise handeln.

**Gerichtsrede**

Die Gerichtsrede läßt das sofort erkennen. Hier wird z. B. eine Person angeklagt, verteidigt und abschließend ein Urteil gesprochen, welches die Person frei oder schuldig spricht, so daß sie mit dem Akt des richterlichen Spruches in einen neuen Status versetzt wird.

**demonstrative  
Rede**

Schwieriger ist zu sagen, in welchem Sinn auf dem Gebiet von ›Lob und Tadel‹, der sogenannten demonstrierenden Gattung (*genus demonstrativum*) gehandelt wird. Ein breites Spektrum gehört dazu, von der Geburtstagsrede über die Jubiläumsrede, Festrede, die Kampfansage und Polemik, die Verabschiedungsrede und Gedenkrede, bis zur Totenrede. Aber wir sahen schon am Beispiel von Antonius und Lincoln, in welchem Maße z. B. eine Gedenkrede handeln und wie sie weiteres Handeln auslösen kann. Sie kann einen Sturm entfachen, wie z. B. die viel diskutierten Reden Walsers und Jenningsers. Martin Walser ist ein rhetorischer Virtuose, was Jennings nicht ist. Aber hat Jennings, der über sie gestürzt ist, nicht vielleicht die bessere Rede gehalten? Eine Abschiedsrede für einen Kollegen kann seinen Nachfolger verpflichten, ein Angriff vernichtend wirken.

**politische Rede**

Die dritte Rubrik, die für unser Staatswesen wichtigste, hat im Deutschen keinen eingebürgerten Namen, es sei denn, wir setzen sie gleich mit der politischen Rede. Der schöne, sprechende antike Name *genus deliberativum* – die abwägende Gattung, in der man wiegt und wägt, um einen Beschluß zu fassen, in der man überdenkt, beratschlagt und rät, um eine Entscheidung vorzubereiten – legt die Bezeichnung ›Beratungsrede‹ nahe. Die politische Rede will entschei-

dungsreif machen. Es fällt allerdings nicht ganz leicht, die gegenwärtige politische Debatte als ›Beratung‹ zu verstehen. Könnte das daran liegen, daß sie ihre Orientierungsinstanz, sowohl der Sprache nach wie in der Sache, an der falschen Stelle sucht, nicht im Politischen selbst, sondern in der Verkaufsbranche?

Die größte Ausbreitung hat die Rhetorik, als angewandtes Instrument wie als institutionalisierte Schulung, heute in der Wirtschaft. Man spricht bekanntlich gerade in diesem Bereich von Beratung, es handelt sich allerdings bei der wirtschaftlichen Beratung um einen Sonderfall. Als Werbung ist sie Wirkungsrhetorik pur, ein Überredungshandeln, so effektiv, daß sich das Verhältnis von Investition und Resultat anscheinend weitgehend berechnen läßt. Das macht sie interessant, wenn auch nur bedingt nachahmenswert. Sie ist eng zweckgebunden. Ihre Orientierungsinstanz ist die Verkaufsziffer.

Aber in einem erweiterten Sinn ist heute eine Rhetorik zum zentralen Ausbildungsfach außerhalb der traditionellen Bildungsinstitutionen geworden, als formale Schule der Berufstätigkeit im allgemeinen, der Sozialkompetenz, des Expertentums ohne Ressort, der überzeugenden, erfolgreichen Gesprächsführung, des Projektmanagements. Dies ist ein Wachstumsgebiet; die Frage effektiver Gesprächstechnik z. B. hat hochinteressante Formen hervorgebracht, ›Zukunftskonferenzen‹ oder das Chaos-Rezept von Harrison Owen: ›Let's Meet in Open Space!‹

Ich versuche, bei meiner Frage zu bleiben: ›Was ist eine gute Rede, was ihre erste Vorbedingung: Kompetenz oder Orientierung?‹

Wenn Gottsched von Redekunst spricht, so meint das nichts Emphatisches, vom Himmel Gefallenes,

*Verkaufsrede*

*Gesprächstechniken*

*handwerkliches  
Wissen*

›Kunst‹ ist die Übersetzung von ›ars‹ und bedeutet ›geistiges Vermögen‹, ›Beherrschung eines Wissens und einer Technik‹, ›handwerkliches Können.‹ Das ist fast schon die Übersetzung von Kompetenz. Redekunst war buchstäblich eine Wissenschaft, ein zuhandenes Wissen und ein Handwerk. Sie galt auf allen drei Ebenen oder Stufen, von denen wir hier sprechen können, als in durchsichtiger, künstlicher Weise erwerbbar. Rhetorik ist ein ›Oxymoron‹: künstliche Natürlichkeit. Sie erhält auch dem schriftlich Fixierten einen Schein von Mündlichkeit, verleibt dem geschriebenen Text die Partitur mündlicher Rede ein. Ein Widerspruch in sich.

*Sprachverhaltens-  
kompetenz*

Das erste ist die Ebene der Sprache. Eine gute Rede beruht nicht nur auf gründlicher Sprachkompetenz, auf einer Beherrschung der allgemeinen Sprache, sondern auf dem Vermögen, die Stilqualitäten aller Elemente der Sprache zu erkennen und sich in unterschiedlichen Redesituationen sprachlich richtig zu verhalten. Es ist eine allgemeine Stilkompetenz und eine soziale Kompetenz, die hier gefragt sind, Sprachverhaltenskompetenz. Deren Grundprinzip ist das *aptum*, Angemessenheit, die der Situation und dem Gegenstand angemessene Sprache. Allgemeine Stilkompetenz also ist das Erste – das Riesenregister der traditionellen Rhetorik ist die ausgefeilteste Stilanalyse, die wir haben, und bietet formale Orientierung.

*Sprachhandlungs-  
kunst*

Die zweite Ebene der Beobachtung ist die, auf der die Rede hergestellt und ihre Machart durch Regeln vom Bau und durch soziale Regeln überwacht wird: Sprachhandlungskompetenz, könnte man sagen. Ich zucke übrigens bei dem Wort ›Kompetenz‹ immer ein bißchen zusammen – ›Kunst‹, heruntergeholt als ›ars‹ wäre vielleicht besser. Zur Sprachhandlungskunst gehören zuerst einmal die Arbeitsgänge der Herstel-

lung, gehört z. B. zu lernen, sich achtsam und kundig beim Auffinden der Materialien und Gesichtspunkte zu verhalten. Die Findekunst, die Findekompetenz war schon immer ein Dollpunkt im Haus des Lernens. Ordnen der ›points and hints‹, schriftliche Ausarbeitung, auswendig lernen. Reden sollten niedergeschrieben, memoriert und dann frei vorgetragen werden, und ein Redner sollte, wenn der Gegenstand es nahe legt, auch Tränen vergießen können, – meinte Gottsched.

Das Gebiet der Sprachhandlungskompetenz in dem hier besprochenen Sinn ist seit fast zwanzig Jahren auf maschinell Wege sprunghaft erweitert worden, durch die Recherche und das Kommunizieren am Personal Computer, durch die Technik des Kombinierens von Fertigteilen, des Visualisierens, der Herstellung von Schaubildern und Folien, des Layouts von jedermann.

Auf dem Gebiet der nichtsprachlichen, außersprachlichen Kommunikation hat sich eine eigene neue Technik, eine neue Kunst entwickelt: die Schulung vor dem Videogerät, das Mikro-Teaching.

Was mich an dem alten Gottsched besticht, ist die durchsichtige, reflektierte Durcharbeitung aller Elemente einer humanen, dem Humanen verpflichteten, alle Wissensgebiete herausfordernden, praktisch ausgeübten Kunst. Zu dieser Handlungskunst gehört zweitens zu wissen, welche Teile eine Rede haben sollte. Der Eingang einer Rede z. B. darf ein ganzes Drittel ausmachen, wenn es nur gelingt, die Zuhörerschaft ein wenig wohlwollend, aufmerksam und neugierig zu machen. Eine Rede sollte einen ›Hauptsatz‹ haben, eine These, eine erkennbare, konturierte Botschaft. Das ist nun vielleicht das Wichtigste. Reden sind inso-

*erweitertes  
Arsenal*

*Teile einer Rede*

*Botschaft*

weit Handlungen, als sie einen einleuchtenden, überzeugenden Hauptsatz haben. Nur dann können sie zünden.

»Wer disputiert«, sagt Schopenhauer in der ›Eristischen Dialektik«, »kämpft in der Regel nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Satz.« Unserer heutigen Universitätslandschaft fehlt die Lust an der These, der Geist kritischer, polemischer Auseinandersetzung. Dies Fehlen hat auch den ›Besinnungsaufsatz‹ heruntergebracht, der dann als ›Erörterung‹ weiter lebte und eine nützliche Herausforderung zur Stellungnahme, zur Rede sein konnte. Er verkam zur Scheindialektik.

#### *Scheindialektik*

Z. B.:

Ist das Auto eine segensreiche Erfindung?

- A. Einleitung:  
Das Auto ist erfunden.
- B. Hauptteil: Das Für und Wider.
  - I. Es gibt Auto-Fetischisten.
  - II. Es gibt Menschen, die das Auto verteufeln.
- C. Schluß:  
Wir müssen mit dem Auto umgehen lernen.

Wohin auch immer die Diagonale führt, wir müssen die Spannungen aushalten.

Nach dieser schwachsinnigen Methode hat die US-amerikanische Expertengruppe der ›Problem Solvers‹ den damaligen Verteidigungsminister Mc Namara im Vietnamkrieg beraten - Hannah Arendt hat 1972 in dem Aufsatz ›Die Lüge in der Politik‹ (Neue Rundschau) darüber geschrieben, – nach ihr ist die vom Bundestag eingesetzte ›Enquete-Kommission Chancen und Risiken der Gentechnologie‹ verfahren. Reinhard Ueberhorst hat sie analysiert und gemeint, »die politisch anspruchsvollen Bewertungsaufgaben« wür-

den so »gar nicht mehr erkannt.« – Wenn ein disputierender Aufsatz dagegen das Prinzip der These mit der Kunst des Dialogs verbindet, wäre er eine sehr nützliche Übung (ob stoffgebunden oder nicht).

Eine Rede sollte also eine These haben oder eine verweigern. Daraus ergibt sich die Organisation der übrigen Teile vom Eingang bis zum Schluß. Eine klare Erzählung des zugrunde liegenden Sachverhalts (narratio) ist dann schon der halbe Beweis. Wenn man auf die Einwürfe eingeht, sollte man die Gegenthese nicht verächtlich, sondern stark machen, den Gegner stark machen, damit sich die Dialektik als Auffindekunst des Besseren bewährt. Der Ansturm der Affekte stellt sich dann gegen Ende von selber ein.

Das Reden ist Sprachhandlungskunst auch noch in dem dritten schon erwähnten Sinn, daß man wissen muß, was die Situation von einem erwartet. Was ist eigentlich eine Gedenkrede, in diesem Rahmen und Augenblick, vor diesem Publikum? Was ist am Beginn einer neuen Parlamentsperiode eine Regierungserklärung im Unterschied zur Debattenrede? Wie sieht eine Verteidigungsrede aus? Wir haben zwar eine Überlieferung, welche die Gerichtsrede, die Lob- oder Tadelrede und die forensische, die Rede auf dem Forum unterscheidet, aber keine Beschreibungen der eingebürgerten Redetypen. Hier klafft seit je eine Lücke. Es gibt kaum eine Gattungslehre auf dem Gebiet der Reden und, um den Horizont zu erweitern, auf dem Gebiet der Sachliteratur insgesamt. Was eine Novelle, eine Ballade, ein Drama ist, wissen ganze Regale. Aber was ist denn eine Denkschrift, eine Streitschrift, eine Note, ein politisches Tagebuch? Die Politikwissenschaft gibt keine Auskunft über die Gattungen der Politik und Metapolitik. Die Gattungen der

*klare These*

*Gegenthese  
stark machen*

*Die Situationsregel  
und das Problem  
der Gattungen*

Sachprosa, 90% des Buchmarkts, sind kaum beschrieben, die Regeln ihrer Erzeugung nicht ausformuliert. Ist das ein Schade? Ich bin nicht ganz sicher.

*Das Lernen  
der Spielregeln*

Wie lernen wir denn z. B. die Spielregeln, die Gebrauchsnormen, denen eine Rede zum Geburtstag folgt? Sie liegen glücklicherweise nicht ganz fest, modifizieren sich von Situation zu Situation. Es gibt hier eine gewisse, ›gewisse‹ meint in diesem Fall ungewisse Gattungsregel, es gibt ungeschriebene Spielregeln, die einem sagen, was die jetzige Situation verlangt. Wir erwerben das Vermögen zu reden ganz ähnlich wie die Muttersprache oder wie das auf dem Seil tanzen, durch Nachahmung nämlich, mehr oder weniger unbewußt,

*Zuhören*

– durch Zuhören, in der Familie und auf dem Markt, in der Kirche, in den öffentlichen Sitzungen des Amtsgerichts oder Gemeinderats (in Freiburg Dienstags 17 Uhr seit Menschengedenken)

*Üben*

– durch Übung, durch Probehandeln. Was eigentlich die Gebrauchsnormen, die Situationsregeln sind, was angemessen und unangemessen ist, lernen wir, wenn wir vom Seil fallen. Ihr Stirnrunzeln ist für mich der Indikator, daß es Normen gibt;

*Auswendiglernen*

– durch Auswendiglernen von Reden. Wer mit 12 Jahren zehn kurze, vorzügliche Reden auswendig kann, was ein Kinderspiel ist, verfügt für sein Leben über eine enorme Redekompetenz. Das war einmal auf dem Lehrplan. Wer die fünf Bücher Moses auswendig kennt und darüber zu disputieren weiß, ist leicht auf vielen Gebieten ein guter Sprecher und kluger Kommentator. Luther oder Hieronymus schrieben darum aus dem

Stand, weil sie die Bibel und zahllose Kommentare auswendig wußten, by heart, wie es auf englisch viel schöner heißt.

Ob wir an das Sprachverhalten denken, an die allgemeine Stilkompetenz, ob wir die Sprachhandlungskunst vor Augen haben, also den Vorgang der Herstellung einer Rede, die Bauelemente der Rede oder die Gattungs- und Situationsregeln, der Anteil des Nachahmens ist groß.

- man lernt auch ein wenig durch analytischen Unterricht.

**Unterricht**

Das wollen wir nicht vergessen, sonst werden wir brotlos. Es kommt mir vor, als stecke in der Rhetorik einiges, was in Schule und Universität über Bisheriges hinaus neue Akzente setzen könnte. Eine enorme, lebendige Forschung, Handbücher stellen das Fach bereit. Wenn man das bisher Fehlende, die Lücke der Gattungslehre ausfüllen würde, könnten von der erweiterten Disziplin viele Impulse ausgehen. Der Erwerb von Sprachhandlungskompetenz in dem hier gemeinten Sinn ist zugleich Hinweis und Vorübung auf die komplexe Gesellschaft, ist Erwerb von Sozialkompetenz. Warum sollte ein Schüler oder Student als kleine oder große qualifizierende Arbeit nicht die Beschreibung einer Insektenart oder ein Politikerportrait, einen Essay, eine Anekdotensammlung oder Streitschrift verfassen? Wir brauchen dazu einen anregenden Kanon der Redegattungen, der Sachprosa, Beispiele – Lesebücher –, schwierig und sehr nützlich wären die vorsichtige Charakterisierung und Beschreibung der Gattungen, und dann auch offene Formulierung von Schreibgebrauchsregeln, Schreibusus, Schreibmöglichkeiten.

**Impulse**

**Sozialkompetenz**

Es könnte im Augenblick so aussehen, als laufe das hier Vorgetragene auf ein Plädoyer für Kompetenzerwerb als das A und O hinaus; das ist nicht der Fall. Ich vermute: Kompetenz ist das unabdingbare A, Orientierung das A und O. Die Bedeutung der ›Orientierung‹ verschiebt sich in der Zeit des Heranwachsens. Sie wird von einer Handlung des Lehrers zu einem Vorgang im Schüler. Das auswendig Gelernte, die erste Orientierung ist oft die beste Grundlage jenes späteren inneren Vorgangs der Orientierung. Das Schreiben eines Textes ist fast nie etwas ganz Mechanisches. Denn die Spielregeln, die für eine bestimmte Gattung gelten, sind nicht klar definiert und obligatorisch, sondern offen, sie lassen sehr viel Spielraum. Hier allzu sehr einer Konvention, einem Schema zu folgen, ist gerade nicht gut; ›*proprie dicere*‹, auf eigene Weise sagen, hieß es von Anfang an. In dem Gebrauch jedes Elements auf der zuerst genannten Ebene der Sprachverhaltenskompetenz, in der Wahl eines Wortes, des Satzbauplans, des Rhythmus, steckt schon das Ganze.

In einem Seminar des vergangenen Sommers, wo ich die Aufgabe stellte, die rhetorische Analyse einer Rede zu schreiben, aber auch eine kurze freie Rede zu halten, war auffallend, wie sehr die Studierenden sich durch die eigene Rede herausgefordert fühlten. Die Texte waren enorm gearbeitet, originell in der Themenwahl, verrieten viel mehr über die Person als die Analysen. Es waren Orientierungsversuche, Versuche, einer eigenen Identität ansichtig zu werden, einen Ort zu finden, indem man sich in ein Verhältnis setzte zu einem sozialen Zusammenhang.

Orientierungskunst ist die am langwierigsten zu erarbeitende Instanz, ihr Ergebnis die Urteilskraft. Sie durchdringt, wenn es gut geht, alles andere. Ich meine

**Orientierung**

»*proprie dicere*«

**Urteilskraft**

nicht die ›alten Werte‹, zu der Niedersachsens Schulen kürzlich auf der Titelseite des Hamburger Abendblatts zurückkehrten. (8. Sept. 1999). Die alten Werte sind, fürchte ich, neue Waren, die neuen ›Kopfnoten‹ alte Kopfnüsse. Ich spreche, entschuldigen Sie, von den Tugenden. Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit des Geistes. Wenn unsere Redner derartige Ladenhüter ernst nehmen würden, hätten wir eine lebendige Politik. Die Stilprinzipien ›Genauigkeit, Durchsichtigkeit und Form‹ sind ihnen nahe verwandt. In der überlieferten Rhetorik hat, wie erwähnt, die Frage, was in diesem ethischen Sinn ein guter Redner ist, ein festes Kapitel.

Zur Rhetorik gehört, an sie grenzt an die Dialektik, davon war die Rede. Aber durch die Frage nach dem Besseren und Guten, dem Gemeinwohl, durch das Wagnis, das Feld der Meinungen zu betreten, ist die Rhetorik noch mit einer anderen Wissenschaft verbunden, die in die Antike zurückreicht und von der die Dialektik ein Teil ist: mit der Praktischen Philosophie. Der Politologe Wilhelm Hennis versucht schon in seiner ersten hier einschlägigen Schrift (›Politik und praktische Wissenschaft. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft.‹ 1963, 1999), die einstige Verbindung seines Faches mit der Praktischen Philosophie wieder herzustellen. Leider klammert er die Rhetorik aus, die politische Rede, die Textgattungen der Politik und Metapolitik, die genauso ein Bindeglied wären. Er meint, erst die neuzeitliche Naturwissenschaft habe einer wissenschaftlichen Politik den Garaus gemacht, und zwar durch ihren Exaktheitsanspruch, der auf dem Gebiet des grundsätzlich nur Wahrscheinlichen unbrauchbar sei, anders gesagt durch ihr Orientierungsverzichtsgesetz. Interessanterweise ist Hennis, der so entsetzlich geisteswissen-

*Praktische  
Philosophie*

*Orientierungs-  
verzichtsgesetz*

schaftlich denkt, nahezu der einzige Politikwissenschaftler, der eine öffentliche Stimme hat. Er schrieb damals:

»Das praktische Denken ist orientierungslos geworden; die Würde der *vita activa* liegt nicht mehr in der *phronesis*, der bedächtigen *prudentia*, sondern der unbeirrbaren Entschlossenheit auf einem Fundament totaler Unsicherheit.« *»De gustibus non est disputandum* ist eine haltbare *Maxime*. Wenn aber auch über die Lebensführung eine sinnvolle Disputation nicht mehr möglich sein soll, so gerät dieser Bereich in eine unabwendbare Krise. Wenn das Zusammenleben nicht mehr durch Miteinander -Sprechen in seine vernünftigste Richtung gebracht werden kann, wenn ein Sich-Beraten, dieses Essentiale freiheitlicher politischer Herrschaft, sinnlos ist, so bleibt für diesen Bereich nur die Anarchie oder Despotie. Die Unterworfenen zum Schweigen zu bringen, ihnen die Möglichkeit zur Kommunikation zu nehmen, ist immer das Ideal des Tyrannen gewesen. Wie aber, wenn sich die Menschen selbst um die Sprache bringen, weil sie ihr nicht mehr zutrauen, daß man über sie der Wahrheit näher kommen könnte? Was hülfe es, wenn der Mensch die ganze Wahrheit der Natur erkennt, aber die des tätigen Lebens darüber vergessen hätte, nur weil sich ihm diese nicht ›clare et distincte‹ preisgibt?« (S. 109 f.)

*Sich selbst um die  
Sprache bringen*

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
vor zwei Jahren erschien unter dem Titel ›Die neuen Staatsfeinde‹ eine Streitschrift, nicht weniger brisant als Viviane Foresters ›Der Terror der Ökonomie‹ und über sie hinausgehend durch ihren politischen Blick. Der Verfasser Jan Ross, Redakteur bei der ›Frankfurter Allgemeinen‹ und heute bei der ›Zeit‹, nicht gerade ein

68er, betrachtet die ›Vulgärliberalen‹ als die neuen Staatsfeinde und Systemveränderer. Zu den Dokumenten moderner Staatsfeindschaft gehört z. B. Roman Herzogs Berliner Ruckrede über die Bildung.

*Roman Herzogs  
Berliner  
Ruck-Rede*

Ross schreibt: »Freiheit hat nie bedeutet, daß möglichst viel erlaubt ist. Freiheit heißt, daß den herrschenden Mächten Räume abgetrotzt werden, in die sie nicht eindringen dürfen, daß es etwas Unverfügbares gibt. Früher einmal, als der Kampf um Toleranz und Menschenrechte ging, waren diese herrschenden Mächte die Kirche oder die Regierung. Heute ist es die Wirtschaft.« Eine Streitschrift will nicht die Wahrheit auseinanderfalten, sondern einen Satz verteidigen und eine Debatte anstoßen. Ross' Thema ist eine verloren gegangene Gewaltenteilung: die Vermenschung von Staat und Wirtschaft. Er spricht von der ›Verwirtschaftung‹ des Staates, von der gleichen sich ankündigenden Zielrichtung auf dem Gebiet der Bildung, und er stellt ihr das Wunschbild einer politisch denkenden Politik, eines sich auf das Gemeinwohl verpflichtenden Staates entgegen. Sein anderes Thema ist die ökonomische, naturwissenschaftlich technisch basierte Mobilmachung der Welt. »Die Welt ist ein einziges Perpetuum mobile von Wachstum und Umverteilung, eine aufsteigende Spirale des Mehr und Immermehr, eine sich weiter und weiter beschleunigende Wohlstandsmaschine, und an diese Maschine sollen alle angeschlossen werden.« (S. 125).

*»Verwirtschaftung«  
des Staates ...*

Wir haben das Mittelstück über die gute Rede betreten mit der Frage im Rücken, ob die Wirtschaft der richtige Ratgeber sei und das passende Modell abgebe in einer zweiten Bildungsreform.

*... und der Bildung?*

Die erste Reform war ein ideenreicher und konzeptreicher, notwendiger Versuch, unser Bildungs-

system und auf diesem Wege auch die Gesellschaft zu demokratisieren; er hat Ungezählten Gewinn gebracht. Ein Problem, das sich nachhaltig auswirkt, war die Plötzlichkeit. Und die hintergründigen Bedarfsprognosen der Wirtschaft haben sich erledigt.

Aber es geht hier im Augenblick ausschließlich um die Frage der Zuständigkeit. Die Wirtschaft handelt und rät ohne Gesamtverantwortung; das liegt in ihrer Logik. Ihr Prinzip ist ungebremste Expansion, ihre Tugenden sind Härte, Kälte, Durchsetzungskraft. Eine solche Wirtschaftsform ist sozial blind, von ihr geht nicht mehr, wie von den bärtigen Unternehmerpatriarchen des 19. Jahrhunderts, ein sozialer Gestaltungswille und soziale Gestaltungskraft aus. - Man darf sich fragen, ob sie im Augenblick der richtige Ratgeber ist und, ob es wieder so schnell gehen soll.

*Bildungssystem  
auf welchem  
Grund?*

Die Forderung einer effektiveren Ausbildung und modernen Lernkultur klingt plausibel. Aber Effektivität und Flexibilität wozu? Perfektion in der Ausichtslosigkeit? Das Paradoxe an der Forderung ist, daß eine neue Berufslandschaft alles andere als klar und in Sicht ist, der Wandel rapide und unvorhersehbar, daß Mobilität und das Wegrasieren von Arbeitsplätzen die einzigen Konstanten sind. Wieso auf derart wehendem Sand, trudelndem Grund ein Bildungssystem aufbauen? Der unternehmerische Unternehmer als Universaltyp, als Erfüllungsgehilfe eines zutiefst fraglichen Wirtschaftssystems?

Am 23. September dieses Jahres 1999 sagte die badenwürttembergische Kultusministerin Dr. Anette Schavan auf dem Forum ›Gymnasium – Hochschule – Wirtschaft‹, Thema »Für eine zukunftsorientierte Bildung«: »Fachkompetenz, Sozialkompetenz und Methodenkompetenz bilden die heute unbestrittene

Kompetenztrias, an der wir künftige Lernformen und künftige Bildungsinhalte messen werden. Zum Bildungsideal des Gymnasiums gehört in besonderer Weise auch die Entwicklung von Führungsfähigkeiten, von Selbständigkeit und Verantwortungsbereitschaft. Dieser Herausforderung wollen wir uns stellen.«

*Bildungsideale  
(Landesregierung  
B-W)*

Hier habe ich eine kleine Frage: Sind diese sechs schönen Kompetenzen besser zu erreichen, indem man Inhalte aus dem Lehrplan herauswäscht und diese Fähigkeiten als formale Tugenden trainiert, – Puzzle-Spiele, Methodentraining – oder indem der einzelne sie an Inhalten, am Widerstand und Format des Gegenstandes lernt, im Spiel und Zusammenspiel mit anderen übt, und produzierend entwickelt? Die Rede, die Gerichtssitzung mit verteilten Rollen, das Theaterstück, die Imitation eines guten Autors als Schreibübung, das gemeinsame Neufassen eines alten Stücks..., – es fehlt nicht an Möglichkeiten.

*Spiel und  
Zusammenspiel*

Wer seit dreißig Jahren an der Universität Deutsche Sprache und Literatur unterrichtet, hat beinahe zwanzig Jahre Studenten für das Ziel eines Berufs ausgebildet, den sie nicht ergreifen konnten. Die heutige Generation erscheint mir, wo ich sie kennenlerne, als ziemlich illusionslos, zur Selbsthilfe bereit und fähig, entpolitisiert, politisch sprachlos. Sie stückelt ihr Studium, mehr als die Hälfte jobbt, etliche sind nur pro forma eingeschrieben. Parkstudenten, Patchworkstudenten. Eine mutige Gesellschaft, freundlich, immer wieder begabte Einzelgänger, die sich selbst ausbilden. Aber nicht wenige bleiben auf der Strecke.

Das ist keine sozusagen unabhängige zufällige Charaktereigenschaft einer Generation, sondern Ausdruck ihrer Lage. Sie erwarten nicht, daß es anders sein könnte. Haben sie nicht Grund, tun sie nicht klug

daran, aus ihrer Situation, aus der Zeit des Studiums das Beste, nämlich eine Lebensform zu machen?

***Kollegien altern***

Wir sind nicht klug. Unsere Kollegien altern seit dreißig, zwanzig Jahren gemeinsam, jeder weiß es. Und dieser Zustand wird fortgesetzt. Entscheidungen, die im Blick auf den Nachwuchs getroffen werden, sind nach wie vor ganz überwiegend abwehrender Natur, während er dringend gebraucht wird und sich ein großes Besetzungsloch abzeichnet. Unser Nachwuchs, der Anspruch auf Zeitgenossenschaft hat, wird fast ausschließlich von einer Generation unterrichtet, die in einer vergangenen Erfahrungswelt aufgewachsen ist. Das Problem des Umgangs mit der Medienrevolution stellt sich vor allem deshalb.

***Umgang mit der Medienrevolution***

Die Fernhaltung der mittleren und jungen Generation vom beruflichen Leben, von der Gestaltung unserer Gesellschaft ist kein Marktschicksal, sondern ein Staatsverbrechen. Es ist, wo der Staat zuständig ist, das Ergebnis einer gigantischen Fehlplanung, ein empörendes Dokument kurzsichtiger und planloser, von der Hand in den Mund lebender Nichtpolitik. – Es gibt andere Institutionen, andere Länder, die staatliche Handlungsbereitschaft, Beweglichkeit, soziale Phantasie an den Tag gelegt, Landeskirchen, nordische Länder, die eine Umverteilung von Berufsmöglichkeiten und des Geldes riskiert haben.

***Staatshandeln und öffentliche Zustimmung***

Es wäre aber einseitig und falsch, die Ursache ausschließlich oder vor allem beim Staat zu suchen. Er ist formal zuständig. Aber sein Handeln ist, gerade auf diesem Gebiet, auf die Initiative und das Konzept seines Gegenübers angewiesen, auf dessen entschiedene Teilnahme und auf öffentliche Zustimmung.

Kein Politiker kann ohne öffentliche Zustimmung regieren, wir erleben zur Zeit ein Beispiel dafür.

Könnte es nicht so gehen, daß die Schule selbst ein Konzept von der Schule entwickelt und auf ihm besteht – daß sie ihre Freiheit wahrnimmt?

Wäre es nicht denkbar, daß die Universität selbst noch einmal die Idee entwickelt, wozu sie da ist, und sie zur Geltung bringt? Daß Denkschrift und Streitschrift in diesem Augenblick den Stellenwert gewinnen, den sie verdienen?

Kann man nicht erwarten, daß der Ausschluß der Jüngeren aus der Gesellschaft in der Öffentlichkeit das Thema wird, das es anständigerweise zu sein hat, und daß es in unserer Stimmungsdemokratie Folgen zeitigt?

*Stimmungs-  
demokratie*

Was ist eine gute Rede, was ihre erste Vorbedingung: Kompetenz oder Orientierung.

Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte, dort liegt das Problem.

Wir nähern uns dem Ende des Seils, und ich bitte, meinen Hauptsatz verraten zu dürfen:

In der gegenwärtigen Schiefelage haben wir unterschiedenen Anlaß, uns nach der Seite der Orientierung zu lehnen, dort umzusehen, und daraus Folgen abzuleiten. Kompetenz ist das unabdingbare A, Orientierung das A und O.

Erlauben Sie, daß ich noch in einigen kurzen Sätzen bündele, woran ich denke. Ich vermute:

1. Auf pädagogischem Gebiet müssen pädagogische Überlegungen den Vorrang haben.
2. Der Staat hat seinen in der Verfassung verbrieften Anspruch auf das Bildungsmonopol mit dem ersten Ökonomisierungsschub zur Hälfte verspielt; er wird ihn ganz verlieren, wenn er Schule und Universität vollends ökonomisiert.

*Haupt-Sätze*

3. Die Wirtschaft ist kein Modell für die Schule; wir haben bessere.
4. Die Evaluation wird, bei unserer Sonderbegabung, zu aufwendiger Bürokratie führen. Je wissenschaftlicher, umso bürokratischer.
5. Der Numerus Clausus ist ein falscher Sozialverteiler; das Los wäre gerechter und im Blick auf das Ganze vernünftiger. Ist das Notensystem überhaupt produktiv?
6. Ich vermute, im Hinblick auf den Deutschunterricht: Die Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur soll den Lehrer vorbereiten, ihre Methoden sollten seinen Unterricht beleben, aber als Unterrichtsstoff zurücktreten, um der Kultur des Lesens, selbständigen Schreibens und sprachlichen Handelns den Vorrang zu geben;
- Textvorbilder* 7. Vorbildliche Texte aller Gattungen – nicht zehn, sondern hundert – sind die beste Grundlage für die Einübung von Stilkompetenz, Sprachhandlungskompetenz, Sozialkompetenz.
8. Vorzügliche Poeten, Essays, Reden – nicht fünf sondern fünfzig – sind das tragfähigste Fundament und lebendigste Schatzhaus der Orientierungskunst.
9. Literarische Kritik, Sprachkritik und Bildkritik schulen die Urteilskraft.
- Sprache ...* 10. Das beste Orientierungsvehikel ist eine durchsichtige, genaue Sprache.

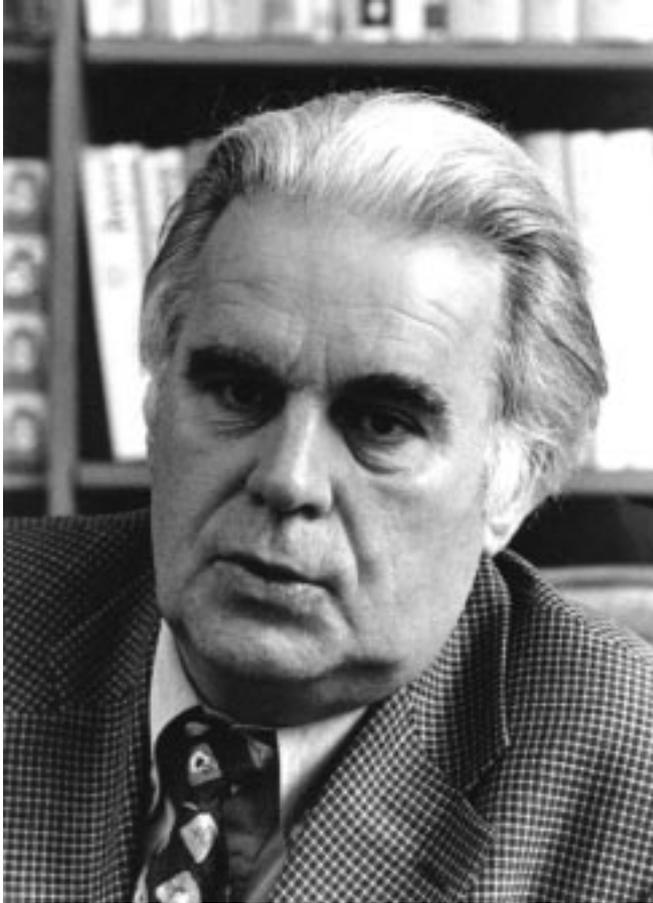
*... und etwas mehr* »Meint Ihr nicht auch,« ich zitiere Carl Gustav Jochmann, sein 1828 im Badischen anonym veröffentlichtes Buch ›Über die Sprache‹, »Meint Ihr nicht auch, daß um gut zu sprechen, es auf etwas mehr noch ankommen dürfte, als das Wort?«

*Anhang*

Biographie  
Veröffentlichungen

## *Uwe Pörksen · Biographie*

13. 3. 1935 in Breklum/Schleswig-Holstein geboren
- 1954–1960 Studium in Freiburg, Göttingen und Kiel
- 1961–1962 Hauslehrer in Berlin
- 1962–1964 Gymnasiallehrer in Schleswig-Holstein
- 1964–1972 Wissenschaftlicher Assistent in Kiel und Freiburg
- Seit 1976 Professor für Deutsche Sprache und Ältere Literatur  
in Freiburg
- 1981 Fellow des Berliner Wissenschaftskollegs
- 1985 und 1993 Zwei Mexikoaufenthalte
- 1994–1996 Fellow des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen
- Mitglied der Mainzer Akademie, der Darmstädter  
Akademie und des PEN-Clubs, der Leopoldina (Halle)
- Auszeichnungen
- 1984 Preis der Deutschen Akademie für Sprache und  
Dichtung (Preisfrage: Spricht die Jugend eine andere  
Sprache?)
- 1988 Hermann-Hesse-Preis
- 1990 Henning-Kaufmann-Preis (für das sprachkritische  
und poetische Werk)



*Uwe Pörksen*

## *Uwe Pörksen · Wichtige Veröffentlichungen*

Aufgeräumt. Das neueste Gedicht Band 65. Bläschke. Darmstadt 1977

Weißer Jahrgang. Roman. Böhme und Erb. Düsseldorf 1979

Nemt, frouwe disen kranz. 101 mittelhochdeutsche Liebesgedichte. Zus. mit Gunhild Pörksen. Ullstein. Berlin 1982

Abi Nadek oder Wer erfindet die Jugend? In: Spricht die Jugend eine andere Sprache? Lambert Schneider. Heidelberg 1984

Die Ermordung Kotzebues oder Kinder der Zeit. Erzählungen. Klett-Cotta. Stuttgart 1984

Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien. Narr. Tübingen 1986

Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Klett-Cotta. Stuttgart 1988

Polymorphe. Ein mexikanisches Tagebuch. Klett. Stuttgart 1989

Schauinsland. Roman. Klett-Cotta. Stuttgart 1991

Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Narr. Tübingen 1994

Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Klett-Cotta. Stuttgart 1997